

(Nachdruck verboten.)

30]

Der Baumeister.

Roman von Felix Holländer.

Steinert verbeugte sich.

„Uebrigens, lieber Herr Baumeister,“ richtete Frenzel wieder an Kessler das Wort, „es würde mir ein besonderes Vergnügen sein, wenn Sie mir auch in meiner Privathäuslichkeit die Ehre Ihres Besuchs . . .“

„Wenn Sie gestatten, gern.“

„Wer ist denn übrigens der Herr in Uniform?“

„Ein gewisser Freitag.“

„Auch Aktionär?“

„Ja!“

„Sieht eigentümlich aus.“

„Ist auch ein eigentümlicher Kauz,“ entgegnete Kessler.

„Der Mann führt einen Prozeß um Millionen.“

„Um — sehr interessant!“

Frenzel setzte seinen goldenen Kneifer auf und fixierte genau Herrn Freitag.

„Ueber die Sache sprechen wir noch einmal privatim,“ warf Steinert dazwischen.

„Gern — Millionen interessieren einen immer.“ Er lachte und ließ mit einer geschickten Bewegung den Kneifer von der Nase fallen.

„Entschuldigen Sie mich einen Augenblick,“ sagte Kessler.

Unbemerkt verließ er rasch den Saal. Er hatte sich genügend mit Feststimmung geladen. Seine Sehnsucht drängte ihn fort.

Draußen stand der Wagen — hastig sprang er hinein.

„Fahren Sie zu, Kutscher — so schnell die Pferde laufen können! Jede Minute ist mir kostbar!“

Der Kutscher hieb auf die Tiere ein — der Wagen jagte davon.

Kessler hatte sich in die Polster zurückgelehnt. Er schloß die Augen und dachte an Grete Anders . . .

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es schien, als ob unsichtbare Kräfte mit im Spiele wären, wenn man sah, mit welcher Geschwindigkeit der Bau in die Höhe stieg.

Steinert konnte stundenlang auf seinem Balkon stehen und dem Werke zuschauen, das unter seinen Augen wuchs. Er bombardierte die Zeitungen mit immer neuen Nachrichten, begann in ungezählten Notizen langsam das Programm des neuen Theaters anzudeuten, und gemeinsam mit Kessler wurde er nicht müde, in Versammlungen und Vereinen für den Kunsttempel der Zukunft Propaganda zu machen. Bezirks- und Fachvereine, Haus- und Grundbesitzergemeinschaften wurden abgeklappert, und die Leute, von der Neugierde gelockt, aus der Wertstatt des Theaters — und noch dazu eines werdenden Theaters — die intimsten Dinge zu hören, fasziniert von der eleganten und glänzenden Erscheinung Kesslers, lauschten angespannt und mit verhaltenem Atem, wenn der Baumeister von dem Seidenbrokat sprach und von der Fülle echter Spitzen, die er nach jahrelangem Suchen in alten Klöstern aufgestöbert hatte. Er wollte keinen gemalten Vorhang. Bevor noch die Szene gezeigt wurde, sollte die Phantasie des Zuschauers durch das Kostbarste, was auf Erden existierte, angeregt werden. Dann erzählte er, durch seine eigenen Worte berauscht, von den wunderbaren neuen Beleuchtungseffekten, die diese Bühne zeigen würde. Aber auch der Zuschauer — und zumal der weibliche Teil der Zuschauer — würde von den Lichtwirkungen, die er entdeckt hatte, seinen Nutzen haben. Durch die farbigen, in den Logen und Rängen angebrachten Glühlampen sollte der Teint der Damen in die zarteste und stimmungsvollste Beleuchtung gebracht werden. Die in den Foyers aufgestellten Kunstwerke sollten dem Auge des Zuschauers während der Pausen wohlthun.

Aber in die hellste Begeisterung geriet Kessler, wenn er in seinem Vortrage auf die gotischen Fensterverglasungen zu sprechen kam, die aus uralten Kirchen stammten.

Den Hörern wurde schwindlig im Kopfe von all den Wundern, die ihnen verheißen wurden.

Wenn Kessler zu Ende geredet hatte, betrat Steinert das Podium und entwickelte das Kunstprogramm.

Er versprach das Blaue vom Himmel herunter.

Seine Spekulation, den Leuten den Mund wässrig zu machen, damit sie sich stießen und drängten, wenn die erste Abonnements Einladung erlassen würde, leuchtete Kessler ein.

So logen sie beide förmlich um die Wette und gerieten allmählich in einen solchen Rausch, daß sie an ihre Lügen selbst glaubten.

Kesslers bemächtigte sich ein Glücksgefühl, das jede nüchterne Erwägung anschoß. Er sagte sich im stillen: Niemals ist ein Theater auf solche Weise gebaut worden wie dieses; der Grund und Boden ist nicht bezahlt worden, die Steine sind wir schuldig geblieben, den Lohn für die Arbeiter haben wir geliehen, ich selbst besitze keinen Pfennig und habe Schulden, wie sie ein verfrachteter Edelmann nicht höher haben kann. Und nun, dachte er weiter, käme es nur darauf an, daß der Bau so zwingend, so überwältigend schön würde, um den Erfolg zu sichern und all die ungeheuerlichen Manipulationen zu rechtfertigen, zu denen er sich in seiner Notlage hatte hinreißen lassen.

Er wollte jetzt keine Gewissensfragen an sich stellen oder durch sorgenvolle Vorstellungen sich selber hemmen und lähmen. Sein Bau würde, selbst wenn er für seine Person zugrunde ginge, für sein Tun die beste Rechtfertigung bedeuten. Nur keinen Sparrißsichten nachgeben! Nur nicht durch kleinliche Bedenken das Schönheitsbild, das er bis in jede Einzelheit deutlich sah und sich geformt hatte, trüben oder gar auflösen! Vor allen Dingen wollte er beweisen, daß er von anderem Schicksal war wie diese Handwerker und Pfuscher, welche die großen Aufträge erhielten und trotz der reichsten Mittel den schlimmsten Mißsich zuwege brachten.

Es kam ein stolzes Herrengefühl über ihn. Er besuchte die Ateliers der ersten Maler und Bildhauer, und jedesmal war er entzückt und berauscht, wie schnell er sich mit den Künstlern verständigte, wie sie auf seine Ideen und Anregungen eingingen und seine Intentionen begriffen. Er führte in dieser Zeit große Worte im Munde, sprach von der Vereinigung aller Künste und fühlte in sich ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten. Dies Theater sollte erst ein Anfang für das sein, was er noch leisten wollte. Er war jung und fühlte einen Ueberfluß an Kraft in sich. Das Schicksal brauchte ihm nur ein wenig günstig zu sein, die Welt nur ganz bescheiden auf seine Pläne einzugehen — und er würde, getragen von dem Erfolg, innerlich wachsend, Werk auf Werk vor den staunenden Blicken der Menschheit folgen lassen.

Und niemand glaubte stärker an ihn als Grete Anders, die ihn in seiner Zuversicht kräftigte und allen seinen Phantasien neue Nahrung zutrug, wenn sie mit schimmernden, glänzenden Augen ihm zuhörte. Sie war wie gewandelt und lebte nur in seinen Träumen und Vorstellungen. Kam er müde und erschöpft von der Arbeit, so hellte sich seine Miene auf, wenn er nur über die Schwelle seiner Wohnung trat.

Er, der arme Junge, der sich nur in den billigsten Studententreiben durchgeessen und in kahlen Wänden gehaust hatte, empfand mit innerem Wohlbehagen den Luxus, der ihn umgab.

Aber alles das bekam erst für ihn Reiz und stillen Zauber durch ihre leise, ordnende Hand, durch ihre Anmut und Zärtlichkeit. Sie war ein Wesen, das in seiner Liebe keine Sparsamkeit kannte, sich rüchhallos und mit einer Leidenschaft gab, die, je weniger Lautes sie hatte, um so tiefer und reiner gestimmt war.

Sie schmückte sich für ihn, wenn er zur gemeinsamen Mahlzeit heimkam, und weil sie den gleichen Schönheitsgimm hatte wie er, so schuf sie ihm eine Häuslichkeit, in der alles harmonisch abgestimmt war und doch gleichzeitig ihre reiche und schlichte Persönlichkeit widerspiegelte. Mochte er verstimmt oder verärgert sein, sie wußte ihn aufzuheitern und jeden Mißmut vergessen zu machen.

Er begriff die Veränderung nicht, die mit ihr vorgegangen war, und zuweilen zerbrach er sich darüber den Kopf, wieso sie, die doch von Haus aus eine schwere Natur war und als solche vom ersten Tage an sich ihm offenbart hatte, in der ganzen Folgezeit niemals mit sorgenvollen Mahnungen und Vor-

würfen an ihn herangetreten war. Auch erfuhr er von ihr durch seine Silber, wie sie es möglich machte, zu jeder Zeit und Stunde von den Ihrigen loszukommen und bei ihm zu sein.

Sie tat, als ob das selbstverständlich wäre und der ganze Zweck ihrer Existenz darin bestünde, ihm Wohlbehagen zu schaffen. Er erkannte, wie sie sich ihm restlos hingab, und grübelte darüber nach, welches eigentlich der Kern ihres Wesens sei; denn das stand doch fest, daß sie ihm anfangs wie ein schwerer Pflichtmensch erschienen war, während sie jetzt mit einem beherzten, wundervollen und starken Leichtsinne jede ernstere Erwägung mied und nur das tat, was ihn bereichern und glücklich stimmen konnte.

Es kamen dann beängstigende Augenblicke, wo ihn die Furcht überfiel, dies schattenlose Glück könnte ihm plötzlich und früher, als er es ahnte, vernichtet werden. Und weil er ein grüblerischer Mensch war, der die Dinge in ihrer Einfachheit nicht zu genießen vermochte, so forschte er nach Erklärungen, Gründen und Ursachen, weshalb und warum sie ihm jetzt eine andere Seele zeigte als früher.

Sie sah ihn groß und liebend an und begriff, daß er sie nicht verstand.

(Fortsetzung folgt.)

Menzel.

Adolf Menzel ist Donnerstag früh kurz nach 7 Uhr gestorben.

In München sah ich Menzel das letzte Mal. Ich konnte ihn da eine ganze Zeitlang beobachten. Er stand auf dem großen, weiten Platz vor der Theatiner Hofkirche. Ringsum lauter hohe, stattliche Gebäude von wirklich imponierendem Aussehen — und vor ihnen diese kleine Figur, unansehnlich und pudrig.

Er rief einen Droschkenfutcher; der beachtete ihn aber gar nicht. Da rief er vor Mergel so gewaltig, daß der Futcher — eine bairisch umfängliche und schwerfällige Erscheinung — ordentlich zusammenschrak und sich langsam nach dem Schreier umwandte.

Der kleine Menzel war schon schwach, und der Futcher mußte ihn hineinheben, es bedurfte einiger Zeit, eh er verstand, was Menzel wollte, dann stieg er gewichtig hinunter von seinem Bod, versah dies Amt und kletterte kopfschüttelnd wieder auf seine Höhe. Sobiel hatte er heraus — „es mußte etwas Besonderes sein!“

Drüben, überm Damm, hielt der Wagen wieder, und wieder kletterte der Bajoware herab von seinem Thron und half Menzel heraus. Dort, vor den Arkaden, befindet sich nämlich, wie jeder weiß, der München kennt, eine Obstbude. Hinter ihr dehnen sich die schönen Hofgarten-Anlagen und links, vor der Feldherrnhalle, laufen die Tauben geschäftig am Boden hin und her und pikieren die Körner auf.

Dort stand er nun vor der Bude und blickte ebenso mit dem Zeigefinger der linken Hand — er hatte recht einfache, graue, baumwollene Handschuhe an — jede einzelne Frucht. Er konnte sie nicht weich genug kriegen, und die Frau, die des allseitigen Gepidens ihrer Früchte nicht froh war, wollte schon energischen Einspruch erheben. Aber auch auf sie wirkte die von der merkwürdigen kleinen Gestalt ausstrahlende Energie. In München verschafft einem die Originalität noch Ansehen. Wer verdrückt ausschaut, ist halt ein Maler, ein Künstler, und dem wird dort manches verziehen. Und als sie merkte, daß er ein guter Käufer zu werden versprach, ließ sie sich alles gefallen und machte Menzel, der sich durch nichts hatte irren lassen, der die Frau ruhig wütend werden ließ und lange und sachgemäß jede einzelne Frucht prüfte, besonders noch auf die schon etwas angefaulten, müßigen Nessel aufmerksam. Die waren ihm wenig genug, und er ließ sich zwei große Lüten voll geben, die er unter den Arm nahm, sorgfältig — und dann schob er wieder in seinen Wagen hinein.

Ein Wort war kaum dabei gesprochen worden. Und Obstfrauen sind doch meist nicht wortkarg. Aber ihr Redeschwall hatte sich gelegt und sie ließ den kleinen Mann gewähren.

Er hatte eine zähe, nicht nachlassende Energie, die den Widerstand des anderen gar nicht beachtete. So wie hier hatte er wohl überall seinen Willen durchgesetzt, im Leben wie in der Kunst. Es war die Entschädigung, die ihm die Natur mitgegeben. Denn ohne Kampf und Entagung wird es bei ihm, der von der Natur so stiefmütterlich bedacht war, nicht abgegangen sein.

Menzel wurde am 8. Dezember 1815 zu Breslau geboren. 1830 siedelte sein Vater mit ihm nach Berlin über. Der Vater besaß eine lithographische Anstalt. Von hier begann Menzels künstlerische Laufbahn. Er zeichnete in Stein. Wie überall, bildete er auch in dieser Technik ohne eigentlichen Unterricht sich selbst weiter. Wieder ein Beweis für die Tatsache, daß die Begabung sich ihren Weg sucht, und eine Akademie oder ähnliche staatliche Kunstlehranstalten nur den Schwächlingen zum Dasein verhilft, die ohne sie im Dunkeln tappten, indem sie ihnen zu einem ephemeren Schein-dasein verhilft, ihnen Mittel und Wege zeigt, wie man, ohne innerlich berufen zu sein, „Kunst“ machen kann.

Wir stoßen in der Lebensgeschichte unserer großen bedeutenden Maler fast immer auf den Punkt, wo sie sich nach langem Kampf, nach langer Ueberlegung frei machen von den Fesseln der staatlichen Kunstanstalt und gegen die Akademie, abseits von ihr sich ausbilden.

Zu Menzels Zeiten gab es Gott sei dank noch keine Akademie, und Menzel bildete sich von Grund aus durch sich selber aus.

Sein erstes Werk stammt vom Jahre 1833. Es war betitelt: „Künstlers Erdentwaller“, ist eine Folge von 6 lithographischen Blättern, die ihn in der Doffentlichkeit vorteilhaft bekannt machten. In humoristischer und ernster Weise wird da in markanten Situationen der Entwicklungsgang des Künstlers geschildert, der mit allerlei Fährlichkeiten und Not zu kämpfen hat. Schon früh beginnt die Feindseligkeit der Welt. Das erste Blatt zeigt es: es ist *Reim* betitelt und trägt die Unterschrift: „Erstes Ausflügen des Genies, die Preiserteilung besteht in Krügeln; kaum entschlüpft der Schmetterling der Puppe und regt die Schwingen zu eigenem Flug, so bedroht ihn die Fangklappe.“ Ins Profaische übertragen heißt das: Der Sohn, ein etwa 4-5-jähriger Bengel, hat auf den Boden Figuren gezeichnet und bekommt dafür von dem erzürnten Vater, der natürlich die Gaben des Sohnes nicht anerkennt, den Rohrstock zu kosten. Schon sind ihm die Hofen gelockert und er wird noch einmal vor den Ort seiner Tat gezerrt, wo der Vater erboft auf die „Schmiererei“ deutet, die den Jungen feif und komisch anblickt; es sind kindliche Veruche, ein Kreis als Kopf, zwei Punkte die Augen, ein länglicher Sad als Bauch, darunter zwei Stelzen die Beine, und rechts und links zwei Streichholzarme mit gespreizten Fingern. Der Junge aber mag sie gar nicht mehr und hält sich die Hand vor die Augen, aus denen die Tränen laufen, Tränen der Wut, denn er zerrt mit aller Kraft dagegen und will sich nicht vor seinem „Kunstwerk“, auf das er im Geheimen doch stolz ist, so schöne Blamieren lassen. In der Sofaede schnurrt unterdessen behaglich eine Kake, die sich erstaunt ein wenig aufrichtet, um das Schauspiel in Ruhe genießen zu können.

Nachdem Menzel Szenen aus der preussischen Geschichte ebenfalls in Stein gezeichnet hatte, veruchte er sich 1835 als Oelmaler. Auch hier war er vollkommen Autodidakt. Mit seinem dritten Bilde (1837): die Rechtskonsultation, errang er einen Erfolg.

Weiteren Versuchen in dieser Richtung wurde er vorläufig entzogen durch einen Auftrag, der ihn wieder einer anderen Technik zuführte, der Holzschneidekunst. Horace Vernet hatte die Geschichte Napoleons illustriert. Ein Verleger plante ein Werk in gleicher Weise über Friedrich II. von Preußen. Der Historiker Kugler schrieb die „Geschichte Friedrichs des Großen“. Kugler selbst schlug Menzel als Illustrator vor, und so begleitete der Künstler den Text, der die ganze Zeit behandelte, mit seinem Bilderschnud. 4 Jahre, 1838-42, arbeitete er daran und lieferte in dieser Frist 400 Blätter, die allein schon als Erzeugnisse der Holzschneidekunst — Menzel zog sich seine eigene Schule von Holzschneidern heran, er überwachte das Kleinste — von historischer Bedeutung sind. In diesen Blättern legte er Zeugnis ab sowohl von seiner eingehenden Kenntnis, als auch von der freien und nie erlahmenden Schaffenskraft, mit der er das Gelehrte in Geschautes umsetzte.

In den folgenden sechs Jahren entwarf er im Auftrage Friedrich Wilhelm's IV. 200 Zeichnungen (Holzschnitt) zu einer großen Ausgabe der Werke Friedrichs II. Weiterhin, bis 1857, arbeitete er an 600 Federzeichnungen auf Stein, in denen er die Armees Friedrichs II. nachbildete. Diese Sammlung ist nur in 30 Exemplaren gedruckt worden.

Diese Aufträge führten Menzel also notgedrungen aufs historische Gebiet, dessen er sich in seiner Gründlichkeit so energisch bemächtigte, daß ihm in genauester Kenntnis des Details dieser fremden Zeit wohl kaum einer über war. Er füllte das trodene Studium mit lebendiger Anschauung aus. Dennoch, nachdem er noch eine Reihe kleinerer Aufträge erledigt hatte, reizte es ihn, diese selbe Zeit zum Gegenstand malerischer Darstellungen zu machen. Der Gegenstand war für ihn nur das Mittel, das es künstlerisch zu beleben galt. Denn es lebten in ihm allerlei neue Ideen, die ausschließlich „malerisch“ waren und die ihn weit weg führten, von der üblichen, schablonenhaften Geschichtsmalerei, die den Inhalt für die Form nehmen und vom äußerlichen Kostüm sich genügen lassen. Es ist das Große an Menzel, daß er, der wahrlich mit dem Stofflichen sich über und über hatte belasten müssen, sich daran nicht genügen ließ, sondern darüber hinaus noch genug Spannkraft und Phantasie besaß, um nach mehr, nach den rein künstlerischen Problemen zu streben. Er erfüllte lange vorher, was Max Klinger in seiner Broschüre „Malerei und Zeichnung“ untersucht und auseinandersetzt, er respektierte die Grenzen, ohne sie zu kennen, instinktiv. Er erzählte und fabulierte in seinen Holzschnitten und Lithographien, und im Oelbild strebte er zu rein malerischer Wirkung.

Von diesen Bildern sind zwei hervorragende Stücke in der Berliner Nationalgalerie: „Die Tafelrunde Friedrichs des Großen in Sanssouci“ (1850) und „Das Abendkonzert“ (1852). In Breslau, Weimar, im Berliner Palais sind noch andere Bilder aus dieser Zeit, die alle in dem Einen übereinstimmen, daß sie das malerische Element mit Vorwurzeln in den Vordergrund setzten. Menzel erreicht hier eine Wärme, eine Intimität des Kolorits, ein Nimmern des Lichts, eine Männlichkeit der Atmosphäre, die in der damaligen Zeit unerhört war und noch jetzt uneingeschränkte Bewunderung abnötigt. Und die Zeichnung dieser Köpfe, der Ausdruck, die Bewegung der ganzen Körper ist so geistreich und leicht, daß man an pariserische Anmut denkt.

1867 ging Menzel nach Paris zur Weltausstellung, und diese Erweiterung seines Gesichtskreises brachte ihm vielfältig neue Anregung. Dieser Aufenthalt regte ihn zu tiefen, augenblicklichen Skizzen an, die das Leben in Paris schilderten, das Leben auf der Straße, in den Parks, in den Cafés.

Wie weit er seiner Zeit voraussehte, zeigt sich darin, daß er schon 1875 etwas schuf, das von da ab weiter wirken sollte, und ein ganz neues Gebiet der Kunst eröffnete: das Arbeiterbild. Sein „Eisenwalzwerk“ („Moderne Chylophen“) ist anerkannt als Monument deutscher Malerei. Es hängt in der Nationalgalerie. Damit gab Menzel etwas ganz Neues. „Der Schauplatz ist eine der großen Werkstätten für Eisenbahnschienen zu Königshütte in Oberschlesien. Die hochgezogenen Schiebewände lassen allseitig Tageslicht ein.“ Ein Walzenstrang nimmt das weißglühende Eisenstück auf. Ein Arbeiter schiebt einen Eisenblock zum Abkühlen hinweg. Drei andere sind mit Zangen an der Blut beschäftigt. Wieder andere waschen sich vorn oder essen Mittag. Hier ist mit genialem Griff mitten in die andere Zeit hineingegriffen. Ohne jede Anlehnung ist ein Meisterwerk geschaffen, das die Zeiten überdauern wird. Denn nicht nur stofflich ist das Bild von Bedeutung, das Lichtproblem, der Widerstreit zwischen der leuchtenden Blut und dem einfallenden Tageslicht ist mit echt künstlerischem Blick erfasst und wiedergegeben.

Menzel setzte diese Art, in der er einem starken Triebe seiner Zeit Charakteristisches Gepräge verlieh, noch später fort, in Dorfschmieden, in die das Licht hineinscheint, in Arbeiterwerkstätten u. a. Mit offenen Maleraugen stand er der Entwicklung gegenüber und hielt fest, was ihm von Bedeutung erschien, rücksichtslos und vorurteillos.

Und nehmen wir — nach diesem Höhepunkte des Schaffens — noch die Fülle von Zeichnungen, die farbig so lebhaften Aquarelle und Gouachen hinzu, so sehen wir deutlich den Weg vor uns, den Menzel ging.

Aus kleinen Anfängen arbeitete er sich empor, seiner eigenen Kraft vertrauend, wird Historienmaler, lernt hierbei gleichzeitige sich als Maler und Zeichner ausbilden, zu voller Eigenart entwickeln, bleibt aber hierbei nicht stehen, sondern tut den Schritt darüber noch hinaus und wird der moderne Maler, dem die ganzen Gebiete des Lebens offenstehen, der mit klaren Augen alles ansieht, und es umgestaltend in seiner Sprache weiter gibt. So repräsentiert er in diesem Weg vom Gesellschaftsbild zum sozialen Lebensbild ein Stück Entwicklung. In beiden war er Meister, wie er überhaupt in allen Techniken gleichermaßen ein arbeitsamer Schüler und zugleich ein Vollender war. —

Ernst Saur.

(Nachdruck verboten.)

Im Gasthaus zum König Arpad.

Von Georg Basse-Palma.

(Schluß.)

„Retten Sie sie, Pan notarios! Sie stirbt, meine Stascha stirbt!“

Es war eine Verwandte der jungen Frau, aber in ihren weit-aufgerissenen Augen lag viel mehr als die gewöhnliche Angst und Teilnahme; es lag das Grauen darin, daselbe Grauen, das ich auch in den hundert Männeraugen erblickte, die sich langsam mir zuwandten. Und dieses Grauen ging langsam auf mich über und füllte mein Innerstes, es siderte in mein Herz wie schwarze, monotone Gewässer.

Was sollte ich bei einer Sterbenden? Was mußte das für ein entsetzliches Sterben sein, von dem das ganze Dorf in so düsteren Bann gezogen wird?

Fragend blickte ich mich um, und da ballte sich das schweigsame Grauen zu Worten, zu Worten, die nur gemurmelt wurden, aber gemurmelt von hundert Lippen:

„Sie betet ihr das Leben ab, Pan notarios! Das Leben!“

„Wie seltsam das Klang!“

Die strengen Bauernlippen waren bleich dabei und zitterten. Ein Schauer durchzamm mich. Der finstere Glaube ringsum wirkte mit hypnotischer Kraft. Ich wollte lachen und ihnen Mut machen, daß es so etwas ja gar nicht gäbe, aber ich verzerrte nur das Gesicht und brachte keinen Laut hervor.

Aus dem Hause heraus röchelte eine Stimme, im tiefsten Gurgeln der Verzweiflung, kumpf und dennoch gell:

„Mutter, Mutter, erbarm Dich!“

Dann wurden Stöße hörbar, dröhnende, gewaltige Stöße, als ob ein Körper gegen eine Tür rennt, die fest ist und nicht brechen will. —

Ich wußte, was das bedeutet, einem das Leben abbeten! Alle Frauen hatte ich mit zudenden Lippen mitunter davon reden hören.

Stellt eine Schale Öl mit brennendem Docht vor das Bild der heiligen Jungfrau, kniet davor nieder in brünstigem Gebet und betet um das Leben dessen, den ihr haßt! Könnt Ihr es aushalten, die Jungfrau unaufhörlich um Erhörung anzurufen, so lange der Docht brennt, dann wird das Leben in Eure Hand gegeben und verlöscht mit dem Licht. So glaubt es das Volk seit grauer Vorzeit, so glaubt es auch die alte Bäuerin, die hinter verperrter Tür auf den Knien vor der Gottesmutter liegt und um das Leben der Stascha Kallowicz betet! —

Ich zwangte mich durch das Volk. Wo man konnte, machte man mir Platz, und ich kam bis in den Türrahmen des Vorhauses. Dort ging es nicht weiter. Aber ich sah über die Köpfe der vor mir Stehenden. Die Tür linkerhand war halb geöffnet. In dem sichtbaren Bett lag die junge Frau, wachsbleich, mit vor Angst halb wahnsinnigen Augen. Neben dem Bett, auf den Dielen, der alte Peteny, zusammengerollt wie ein frierender Hund und gegen den Boden winzelnd. Jenseits des Vorraums aber war die Tür versperrt. Dort lauerte Michael Peteny, kniend, als ob man durch die Tür seine demütige Stellung hätte sehen können und flehte achzutrau und mit herzerzitternder Stimme für das Leben seines jungen, unschuldigen Weibes, um Erbarmen für sein ungeborenes Kind!

In Innern wurde aber nichts anderes vernehmbar, als ein näselndes, monotones Singen, von dem nur der immer wiederkehrende Refrain: „O Maria — er — höre — mich!“ verständlich war. Dann sprang der arme Bursche wieder und wieder auf und warf sich mit der Kraft der Verzweiflung gegen die Tür. Doch die Tür war aus Eisen, und er slog wie ein Ball in die Menge zurück. Seine beiden Hände waren schon über und über blutig, und der kalte Angstschweiß hatte ihm dicke Strähnen Haar wie kleine Zöpfe in die Stirn gellebt.

Vom Hofe her wurde über unsere Köpfe hinweg ein Beil hineingereicht. Der achtzigjährige Dorfrichter vor mir ergriff es und gab es weiter. Michael Peteny stieß einen heiseren Laut aus, als er es in die Hände bekam. Dann donnerte der scharfe Stahl gegen das Eichholz, gegen die Stelle, wo innen der Niegel saß. Dreimal, fünfmal, sechsmal. Das Beil slog zu Boden. Die gewaltige Wucht seiner Riesenschultern drängte aufs neue gegen die Tür, und diesmal — trachend und splittend sprang sie auf . . .

An der Wand gegenüber der Schwelle hing ein großes, grellfarbnes Muttergottesbild. Auf dem niederen Schrank darunter stand eine irdene Schale, in der flackernd und augenscheinlich dem Verlöschen nahe ein Oellicht brannte; die alte Peteny kniete davor, die mageren, knochigen Hände brünstig gefaltet und die Augen starr auf das Heiligenbild gerichtet.

„Maria, erhöre mich!“ Ohne sich umzuwenden, sang sie näselnd und monoton weiter.

Michael Peteny war mit einem Sprunge an ihrer Seite und warf sich vor ihr nieder.

„Mutter! so erbarm' Dich doch! Erbarm' Dich, hör' auf!“

Die Alte schob den Unterkiefer noch weiter vor. Schneller und brünstiger nur näselte sie ihre Litanei.

Da sah Michael Peteny sie mit einem Blick verzweifelter, dem Irrsinn nahe Angst an. Dann packte er sie mit den blutigen Händen an der Gurgel und schürte ihr die Kehle zu.

In seinem farblosen Gesicht war keine Spur von Zorn, nur Angst, namenlose Angst.

Die Alte konnte keinen Ton mehr von sich geben. Ihre grünen Augen rollten wütend hin und her. Die Hände hielt sie immer noch gefaltet. Einmal loderte er den eisernen Griff und im gleichen Moment brach das „Maria“ von neuem halberstickt aus ihrer Kehle.

Die Männer vor mir waren dicht an der Tür stehen geblieben. Ich wollte vorwärts und versuchte mir einen Weg zu bahnen. Aber mit einemmal wichen alle zurück. Wie ein Weizenfeld, über das ein starker Wind streicht. Ich wurde mitgedrängt und dann, als ich wieder aufblickte, sah ich, wie die Augen in dem fleischlosen, edigen Kopf sich plötzlich verkrampften, undrehten und weiß hervorsprudelnd sich seitwärts wandten. Ein Juden lief durch ihren Körper und dann —

Michael Peteny hatte seine Mutter erstickt. Die Hände noch an ihrer Gurgel, brach er bewußtlos über ihrer Leiche zusammen.

Der Notar hielt erschöpft ein und trodnete sich mit einem seidenen Tuch die Stirn, auf der helle Schweißperlen standen. Auch seinen Zuhörern war die Ergriffenheit deutlich anzusehen.

„Eine düstere Geschichte“, sagte der Propst, den buschigen, biden Kopf traurig hin und herschüttelnd. „Und was wurde weiter daraus?“

„Was weiter daraus wurde? Als ich am anderen Tage nach Gharwatt zurückfuhr, fuhr auf der Straße vor mir ein leichter Bauernwagen. In dem sah Michael Peteny zwischen zwei Landjägern. Ein Jahr Gefängnis bekam er.“

„Was?“ fuhr der kleine Pittrich auf. „Wofür denn?“

„Wegen Totschlag!“ antwortete der Notar ruhig. „Der Spruch war noch mild. Notwehr konnte nicht angenommen werden, da das Gesch einen Mordversuch mit unrealen Mitteln nicht anerkennt.“

„Und deswegen wurde die Stascha irrsinnig?“

„Ja. Sie sprang aus dem Bett, als ihr Mann abgeholt wurde. Wie sollte sie das begreifen, daß die Gendarmen ihren Mann banden weil er Weib und Kind verteidigt hatte? Sie lief hinter dem Wagen her — eine ganze Strecke, bis sie den unförmigen Leib nicht mehr schleppen konnte. Da brach sie im Staub zusammen, zehn Schritt vor meinen Pferden, und Michael Peteny sah sich gerade um! Sie kam ins Spital, ein totes Kind war die Folge all dieser Erschütterungen. Seitdem ist sie irr. Sie hat keine Ahnung, wie lange Zeit schon darüber vergangen ist. Sie weiß nur, daß man ihren Mann in das Komitatshaus geführt hat, und dort wartet sie nun auf ihn. Sie freut sich darauf, ihm das Bündel Lumpen zeigen zu können, das sie für ihr Kind hält.“

„Mag Gott den armen Burschen in seinen Schutz nehmen,“ murmelte der Propst mit feuchten Augen. „Ich versteh nicht recht, wie man ihn obendrein verurteilen konnte.“

„Ich auch nicht!“ ereiferte sich Pittrich. „Was hat er denn getan? Nichts, als was wir alle in analogen Verhältnissen gleichfalls getan hätten!“

Koloman Szell zupfte sich an der Nase.

„Na, na!“ meinte er bedächtig.

Der Kaufmann sah ihn beinahe böse an.

„Etwas nicht? Warten Sie; Sie haben Ihre Tochter sehr lieb, nicht wahr?“

Koloman Szell nickte schweigend.

„Gut. Nehmen wir an, Sie wissen, daß irgend ein Indivium das Mädchen wütend haßt. Sie gehen mit ihr spazieren, fagen wir im Wald. Da sehen Sie plötzlich, wie der gedachte Kerl hinter einem Baumstamm hervor auf Ihre Tochter mit gespanntem Revolver zielt. Was werden Sie tun? Ohne Frage doch Ihren Revolver ziehen, wenn Sie einen bei sich haben, und ohne eine Sekunde Zeitverlust auf den Bedrohler schießen. In einer Situation, wo es Ihrer Auffassungskraft nach nur darauf ankommt, wer schneller ist. Oder würden Sie warten, bis er geschossen hat, und bis Ihre Tochter getroffen ist?“

„Wahrscheinlich nicht,“ gab der Bürgermeister zögernd zu.

„Und wenn man Sie dafür einsperrt?“

„Da sitzt der Fehler!“ lächelte der behäbige Herr. „Das eben wäre nicht möglich, denn ein Revolver ist ein sehr reales Mittel zum Mord.“

Pittrich blickte ihn mit den hellen, grauen Augen spöttisch an. „Sol das ist also ausgeschlossen, meinen Sie? Wenn nun aber ein vorsichtiger Waffenhändler dem Kerl Klappatronen verkauft hat, mit denen er unmöglich Schaden anrichten kann?“

Doktor Habla lachte hell auf.

„Prosit, Pittrich! Ihr Bild ist gut. Unser Bürgermeister hätte dann genau den gleichen Irrtum begangen, wie der arme Bauer, für dessen Anschauungskreis das „Abbeten“ ein genau so reales Nordmittel ist, wie der Revolver für uns. Die subjektive Ueberzeugung bestimmt einen wie den anderen, und der objektive Tatbestand gibt beiden unrecht.“

Der Notar nickte ihm ernst zu.

„So ist es. Michael Petenyi wird es nie begreifen, warum man ihn einsperrt hat. Und wenn er seine Stascha wieder sieht, wird er nebst dem Glauben an die bürgerliche Gerechtigkeit auch den Glauben an die göttliche Gerechtigkeit verlieren. Das ist das Gefährliche dabei.“

„Das Gefährliche — möglich! Das Interessante liegt wo anders.“

„Und das wäre?“

„Das ist die Frage, ob die Gesellschaft ihre Straf Gewalt in diesem Fall mißbraucht hat oder.“

Er brach ab und wandte sich mit boshafter Freundlichkeit zu dem Geistlichen.

„Was jetzt kommt, müssen Sie schon verzeihen, Hochwürden! Es geht gegen ein Fundament Ihrer Macht!“

„Nur los!“ sagte der alte Propst nachdenklich.

„Oder,“ fuhr Habla fort, „ob sie auch berechtigt ist, die zurückgebliebene Intelligenz zu strafen.“

Der Propst machte nun doch ein verdrießliches Gesicht. Ehe ihm aber eine gute Abfuhr einfiel, stand Koloman Szell geräuschvoll auf und öffnete die in das Schankzimmer führende Tür.

„Gel Millos, bring Punsch!“

Als der Wirt mit den dampfenden Gläsern eintrat, erklärte er kategorisch, daß er weiter keine Lust habe, sich auch außerhalb der Amtsstunden geistig anzustrengen.

„Ich werde dafür sorgen, daß die Berrückte irgendwo untergebracht wird. Daß harmlose Passanten im Dunkeln über ihre Weine stolpern, ist natürlich nicht statthaft.“

Doktor Habla reichte ihm mit gewinnender Liebenswürdigkeit die Hand.

„Sie haben recht, Koloman! Sie wissen überhaupt immer, worauf es eigentlich ankommt!“

Eine ausgedehnte Partie Klabrias, in der Pittrich fünfundsechzig Kreuzer gewann, beendigte die Sitzung. Im Gasthaus zum König Arpad wurde über die Bodonyer Tragödie nicht mehr gesprochen. —

Kleines feuilleton.

c. h. Eine Bilanz des ersten Kriegsjahres mit eingehenden Tabellen über die Verluste der beiden Kriegführenden stellt die „Daily Mail“ auf. Das Kriegsjahr hat mit seinen drei großen Schlachten und vielen kleineren Gefechten in der Mandchurie, mit der Belagerung und Eroberung von Port Arthur und der Zerstörung der russischen Flotte den Japanern eine fast ununterbrochene Folge von Siegen und Triumphen gebracht. Was aber hat es beiden Kriegführenden an Menschen, Material und Geld gekostet? Die Verlustliste zu Lande und zu Wasser ist schon jetzt sehr hoch und beträgt 340 000 Verwundete und Tote. Verlicktigt man, daß die Zahlen der Toten in den Kämpfen um Port Arthur verhältnismäßig sehr hoch waren, und berechnet man die vielen, die bei dem Sinken von Kriegs- und Transportschiffen ertrunken sind, so ist es wahrscheinlich, daß im ganzen 40 000

gestorben sind. Von den 200 000 Verwundeten waren etwa 40 000 völlig kampfunfähig, während ein großer Teil der übrigen wieder zur Front zurückkehrte. Legt man den Prozentfuß der verwundeten und getöteten Offiziere der Gesamtzahl der übrigen Toten und Verwundeten, der in der Schlacht bei Liaujiang ermittelt wurde, zu grunde, so muß man annehmen, daß etwa 7600 bis 8000 Offiziere ständig oder zeitweise kampfunfähig waren. Von höheren Offizieren verloren die Russen wenigstens acht Generäle und einen Admiral, darunter Graf Keller am Motienpaß und General Kondratenko in Port Arthur, während sich acht Generäle und vier Admirale in Port Arthur ergaben. Die Japaner haben zwei Generäle verloren, soweit bekannt ist. Eine beträchtliche Zahl russischer Generäle ist verwundet worden. Wie viele japanische Heerführer verwundet sind, läßt sich nicht feststellen, da die Japaner mit ihren Angaben sehr zurückhaltend sind. In den Schlachten in der Mandchurie verloren die Japaner 57 250 Tote und Verwundete und 600 Gefangene, die Russen dagegen 111 000 Tote und Verwundete und 3483 Gefangene; in den Kämpfen um Port Arthur hatten die Japaner 55 900 Tote und Verwundete, die Russen 11 400 Tote und Verwundete und 32 000 Gefangene; zur See verloren die Japaner 1799 und die Russen 2527 Mann. Danach betragen die Gesamtverluste der Japaner bis jetzt 115 000 Tote und Verwundete und 600 Gefangene, der Russen dagegen 125 000 Tote und Verwundete und 36 000 Gefangene. Der Verlust an Material läßt sich kaum feststellen. Sicher ist nur, daß die Russen etwa 820 Geschütze, die Japaner nur 15 verloren haben, was für die Russen einen Wertverlust von über 10 Mill. Mark bedeutet. Dann kommen die Kosten für Munition, Waffen, Ausrüstung, rollendes Material zc. Wenn Port Arthur als „Kriegsmaterial“ angesehen wird, so bedeutet seine Uebergabe an Japan für Rußland einen Verlust von 1 000 000 000 M., wenn es auch natürlich schwer ist, einen solchen Verlust in Geld auszudrücken. Weiter müssen die Verluste der Kriegführenden an Schiffen berechnet werden. Bis jetzt sind vernichtet 7 Schlachtschiffe (den entwaffneten „Zesarewitsch“ nicht mitgerechnet) im Werte von 160 000 000 M.; 13 Kreuzer aller Größen vom „Murik“ bis zum „Mijato“ im Werte von etwa 120 000 000 M., dazu viele andere Schiffe, Kanonenboote, Schiffe zum Minenlegen und zur Küstenverteidigung, Zerstörer, Torpedoboote, Transportschiffe, Kohlen- schiffe und Dampfer, die zu Kriegszwecken verwendet wurden, deren Wert nicht viel unter 120 000 000 M. betragen wird. Die Verluste zur See betragen also im ganzen gegen 400 000 000 M., von denen über 320 000 000 M. von Rußland getragen werden müssen. Wieviel Geld ist nun im Kriege tatsächlich ausgegeben worden? Auch diese Frage läßt sich nicht genau beantworten, man kann nur annähernd Berechnungen aufstellen auf Grund der von Rußland und Japan aufgenommenen Anleihen. Japan hat in eigenen Lande 560 000 000 M. und in England und Amerika 440 000 000 M. aufgenommen, im ganzen also 1 000 000 000 M. Rußland hat im Auslande 1 140 000 000 M. aufgenommen und im Innern Schatzobligationen im Werte von 300 000 000 M. ausgegeben, im ganzen also 1 440 000 000 M.; aber man glaubt, daß dieser Betrag bei weitem überschritten worden ist. Henri Germain, der kürzlich verstorbene Präsident des „Crédit Foncier“, der Rußland nicht feindlich gesinnt war, berechnete eine oder zwei Wochen vor seinem Tode die Kosten des Krieges für Rußland für das abgelaufene Jahr auf 1 760 000 000 M. und für Japan auf 960 000 000 M. Wenn man die Ausgaben für Japan auf 1 000 000 000 M. und für Rußland auf 1 800 000 000 M. ansetzt, so wird das annähernd eine richtige Schätzung sein. Rechnet man dazu die Kosten der Verluste zur See für das erste Jahr im Betrage von 400 000 000 M., so ergeben sich 3 200 000 000 M. Kriegskosten, wovon 2 140 000 000 M. auf Rußland entfallen. —

Notizen.

— Die deutsche Uebersetzung von Balzacs „Contes drolatiques“ ist vom Leipziger Staatsanwalt konfisziert worden. —

— Dhorns Schauspiel „Die Brüder von St. Bernhard“ hatte auch im Deutschen Schauspielhause zu Hamburg großen Erfolg. —

— Weyerleins „Zapfenstreich“ ist im Teatro Riccolini zu Florenz durchgefallen, trotzdem „alle Uniformen direkt aus Berlin bezogen“ waren. —

— Angenommen sind: „Der Liebeskönig“, vieraktiges Schauspiel von Leo Greiner, vom Neuen Theater in Berlin; Ferdinand Wittenbauers vieraktiges Schauspiel „Der Privatdozent“ vom Schauspielhause in Dresden; „Krieg“, vier Bilder von Ernst Günther, vom Raimund-Theater in Wien. —

c. Ein Verdi-Denkmal wird in New York errichtet. Am 16. September soll es enthüllt werden. —

— In London werden jetzt Kessel verkauft, von denen das Stück 30 M. kostet. Sie sind kernlos und, nach der „Frankf. Zeitung“, von Luther Burbank im Sonomatal (Kalifornien) gezüchtet worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. Februar.